

«Die Mehrheit der Christen ist anders als wir»

Im weltweiten Christentum sind die Weissen heute die Minderheit und werden es in Zukunft noch stärker werden. Gemäss Prof. Walter J. Hollenweger ist es gerade die Verschiedenheit der christlichen Kirchen, die für ihr phänomenales Wachstum in der Dritten Welt verantwortlich ist. Evangelisieren müsse nämlich immer in beide Richtungen gehen. – Was für eine Herausforderung für unsere theologischen Fakultäten und Bibelschulen!

*von Prof. Dr. Walter J. Hollenweger, Birmingham
Tonbandnachschrift eines Referats beim «Störgeltreffen» am 18. Mai 1985,
Restaurant Störgel in Hundwil AR, leicht gekürzt*

[In diesem Text gibt es vereinzelte Begriffe, die heute nicht mehr als gender- und rassengerecht angesehen werden. Er stammt aus einer Zeit, als gesellschaftliche Normen und Sprachgebrauch sich noch in einem anderen Stadium befanden, und ist im historischen Kontext zu betrachten.]

Mein Beruf ist Missionswissenschaftler an der Universität Birmingham. Ich bin der Erste, der dort dieses Fach vertritt und auch der Einzige in ganz Grossbritannien. Das ist eigentlich erstaunlich: Dass ein Land wie England, das so viele Missionare in alle Welt hinausgeschickt hat, sich nicht überlegt hat, was es dabei gemacht hat – sowohl im positiven wie im negativen Sinn –, ist eine erstaunliche Sache.

Denken Sie einmal, der berühmte David Livingstone kommt aus Schottland, William Carey aus England und alle diese grossen und berühmten Missionare und viele Missionsgesellschaften – und es gibt keinen Lehrstuhl für Missionswissenschaft! Und als sie einen einrichteten, haben sie dafür keinen Engländer gefunden, und deshalb haben sie einen Schweizer geholt. Und deshalb bin ich dort.

Übrigens, in der Schweiz gibt es auch keinen Lehrstuhl für Missionswissenschaft. Es hat einmal einen gegeben in Basel. Der ist im Zuge der Sparmassnahmen geschlossen worden.

Und jetzt will ich Ihnen erklären, was so ein Missionswissenschaftler tut, und dabei werden wir uns

auch klar werden über die Problematik und über die Verheissungen der Mission. Ich will das in drei Schritten vorlegen.

In einem ersten Schritt will ich etwas erzählen über das Christentum in der Welt in seiner Vielfalt und was das für Konsequenzen hat. Und dann in einem zweiten Schritt etwas sagen vom biblischen Gesichtspunkt aus über Mission und Evangelisation, und dann in einem dritten Punkt etwas zum Thema: Was heisst denn das nun praktisch für unsere Gemeinden hier in der Schweiz?

Weniger Christen, aber mehr Einfluss

1983 ist ein grosses Lexikon herausgekommen von einem Priester, Dr. David Barret: die «World Christian Encyclopedia». Das ist die beste Statistik, die man bis jetzt hat über die Religionen der Welt, und diese Statistik will zeigen, dass das Christentum im 20. Jahrhundert die universalste Religion der Welt geworden ist. Zum ersten Mal in der Geschichte ist das Christentum wirklich ökumenisch, im buchstäblichen Sinn des Wortes, d.h. das Christentum hat sich ausgedehnt bis zu den Grenzen der Oikumene, bis zu den Grenzen des bewohnten Erdkreises.

In zwei Dritteln der 223 Länder der Welt sind die Christen die Mehrheit. 99 Millionen hören regelmässig christliche Radio- und Fernsehsendungen. Wir stehen also vor der paradoxen Tatsache, dass der Prozentsatz der Christen in der Welt seit 1900

regelmässig abgesunken ist, dass aber der Einfluss des Christentums in der gleichen Periode spektakulär zugenommen hat. Die Christen sind prozentual weniger geworden, aber sie haben mehr Einfluss bekommen und haben sich in mehr Ländern verbreitet.

Aber wenn man dieses Christentum anschaut, ist das eine höchst komplexe Sache: 20 800 Denominationen hat Barret gefunden, also nicht 10, nicht 20 oder 100 – ganze 20 800 Denominationen gibt es auf der Welt!

Wir westlichen Christen werden uns überlegen müssen, welche Bedeutung die atemberaubende Verschiedenheit der christlichen Kirchen für uns hat. Wir können nicht mehr davon ausgehen, dass Kirche und Christentum ungefähr das sind, was wir kennen, also was es z.B. in der Schweiz an Christentum gibt. Da sind die Unterschiede zwischen katholisch und evangelisch relativ unbedeutend im Vergleich zu den Unterschieden zwischen dem Christentum in der Schweiz und dem Christentum, sagen wir einmal in China, wo die Kirche Jesu Christi, seit die Missionare von den Kommunisten verjagt worden sind, sich verdreifacht hat. Das gehört auch zur Missionsgeschichte. Und ich habe an der Universität selber Missionare, China-Missionare, die darüber Dissertationen schreiben. Seitdem die Kommunisten die Missionare verjagt haben, hat sich die Kirche Jesu Christi also verdreifacht. Und China ist nicht das einzige Beispiel. Nachdem die Japaner die Missionare in Indonesien eingesperrt haben, hat die Kirche dort gewaltig zugenommen.

In vielen anderen Ländern ist das auch der Fall. Es ist nicht unbedingt immer so, «je mehr Missionare, desto missionarischer die Kirche». Nur, natürlich, die Missionare sind trotzdem nötig, aber sie sind wahrscheinlich gar nicht nötig für das Wachstum der Kirche, sondern es sind andere Dinge. Das ist der Punkt, von dem ich jetzt ausgegangen bin, dass das Christentum in der Welt anders ist als das, was Sie kennen.

Die Mehrheit der Christen ist anders als wir. Sie stellen andere Fragen, und sie geben andere Antworten, und sie feiern anders Gottesdienst und setzen andere Prioritäten. Man nennt dies die «Verlagerung des Schwerpunkts des Christentums» von Europa und Nordamerika weg nach Afrika, Lateinamerika und einigen spezifischen Ländern Asiens. Das

Christentum ist nicht mehr vorwiegend die Religion des weissen Mannes.

Jesus war nicht weiss

Das Christentum hat einmal als eine Dritte-Welt-Religion in Palästina angefangen, mit Jesus, der war ja auch kein Weisser, er hat ungefähr so ausgesehen wie die Araber heute. Und es ist heute wieder eine mehrheitlich nicht weisse Religion geworden. Die nicht weissen Christen sind heute die Mehrheit und werden es in Zukunft noch stärker werden. Was für eine Herausforderung für unsere theologischen Fakultäten und Bibelschulen!

Wir werden sehr rasch umlernen müssen, wenn wir in Kontakt mit diesem ständig wachsenden Christentum bleiben wollen. Und wenn das für Sie alles fremd tönt, dann kann ich nichts dafür, dass die schweizerische Publizistik, inklusive die theologische und religiöse, Sie eben darüber nicht auf dem Laufenden hält. Es ist wirklich so. Die Weissen sind heute die Minderheit im weltweiten Christentum, weil wir stagnieren, und die Afrikaner und die Japaner und die Chinesen und die Koreaner, die Brasilianer und die Nicaraguaner und die Haitianer und die Chilenen, die wachsen, und zwar in den christlichen Kirchen.

Wir weissen Christen sind noch so eine Art Ehrenbürger in einer mehrheitlich braunen, gelben und schwarzen Kirche. Und das hat Konsequenzen für uns, für unser Missionsverständnis und für unsere Theologie.

Es ist nämlich gerade die Verschiedenheit der christlichen Kirchen, die für ihr phänomenales Wachstum in der Dritten Welt verantwortlich ist. Diese Verschiedenheit macht die Anpassung an lokale Sitten und Bedürfnisse möglich und schützt vor feindseligen Regierungen. Beispiele dafür sind die unregistrierten Kirchen in der Sowjetunion und die unabhängigen afrikanischen Kirchen.

Unabhängige Christen

Nun möchte ich auf eine besondere Sorte von Christen aufmerksam machen. Man weiss nicht so recht, wie man sie nennen soll, und normalerweise heissen sie «die unabhängigen Christen», «das unabhängige Christentum». Es ist ein Christentum, das keine Verbindung zu den europäisch-amerikanischen Kirchen hat, ein von den Weissen völlig unabhängiges

Christentum. Die geistige Kraft, das Wachstum und vor allem die erstaunlich hohe Anzahl ihrer Anhänger waren bis jetzt kaum bekannt. 82 Millionen im Jahre 1980, 150 Millionen 1985, also etwa so die Größenordnung wie der Lutherische Weltbund oder der Reformierte Weltbund.

Wir kennen diese Kirchen kaum, und wahrscheinlich haben wir ihre Namen noch nie gehört. Eben weil sie nicht angeschlossen sind an irgendeine Missionsgesellschaft oder an irgendeine Allianz oder an irgendeine weisse Kirche. Sie sind selbstständige Kirchen. Sie bekommen kein Geld aus Europa und Amerika. Sie haben auch keine Missionare aus Europa oder Amerika. Sie finanzieren sich selber. Sie entwickeln ihre eigene Theologie, und sie entwickeln ihre eigene Liturgie. Sie wünschen nicht, dass irgendeiner von uns ihr Sprecher ist.

Eine der bekanntesten Gruppen sind die sogenannten Zionisten. Das hat nichts zu tun mit den jüdischen Zionisten. Es ist eine Gruppe von Kirchen in Südafrika, es sind unabhängige schwarzen Kirchen. Dann gibt es in Westafrika die Aladura-Kirchen. Aladura ist ein Yoruba-Wort und heisst «die Gebetsleute», dies ist auch eine ganze Familie von Kirchen, oder in Ghana nennt man sie die «Spiritual Churches», dann die vielen Indianer- und Mestizenkirchen in Mittelamerika und in der Karibik, und in Korea gehören mehr als die Hälfte aller Christen zu diesen unabhängigen Kirchen.

Kirche ohne Missionare

Ich erwähne z. B. nur ganz kurz die Kimbanguistenkirche in Zaire, dem früheren Kongo. Es ist eine Kirche mit vier Millionen Mitgliedern, gegründet von Simon Kimbangu, einem Kongolesen. Er war bei den Baptisten Christ geworden, aber weil er zu wenig gut Französisch konnte, wurde er von den Missionaren nicht als Katechet angestellt. Er hat dann eine Berufung bekommen, die Kranken zu heilen und das Evangelium zu predigen. Diesen Auftrag hat er sechs Monate lang wahrgenommen, dann ist er von den Belgiern eingesperrt und zum Tode verurteilt worden. Das Todesurteil wurde dann in lebenslängliche Verbannung umgewandelt. Dreissig Jahre lang war er im Gefängnis in Elisabethville. Und aus diesen sechs Monaten des Wirkens ist die grösste Kirche Afrikas entstanden – ohne irgendwelche Missionare aus Übersee!

Ich habe sie besucht, die Kimbanguisten. Es ist eine eindrückliche afrikanische Kirche, mit afrikanischer Führung, afrikanischer Theologie, afrikanischen Liedern. Eine eindrückliche Kirche, auch mit einem grossen sozialen Engagement. Ich sass bei einem Bankett neben einem Kimbanguisten, und er erzählte mir, dass sie bis ins Jahr 1957 verfolgt wurden von der belgischen Kolonialverwaltung, bis die Belgier dann gehen mussten. Es genügte, einen Zeitungsartikel von Simon Kimbangu bei sich zu Hause zu haben, um in ein Konzentrationslager verschleppt zu werden. Das hat er mir selber erzählt. Sie kennen es wahrscheinlich auch aus der Literatur. Aber das lesen Sie nicht in unseren Zeitungen, darüber berichtet man nicht. Aber es ist eben trotzdem so. Und dann hat er mir gesagt, wie das dann zugegangen ist in diesen Konzentrationslagern: Sie sind einfach in den Wald geführt worden, in den Dschungel, und dort zusammengeschlagen worden, und da sind dann jedes Mal weniger zurückgekommen. Er selber hat Glück gehabt und ist davongekommen.

Aber was er mir nachher noch erzählte, das war noch viel eindrücklicher: Der belgische Gouverneur hiess Morel. Er war natürlich unterdessen pensioniert in Brüssel. Zwei von den Kimbanguisten, der oberste Leiter und sein Stellvertreter, sagten sich: Der Morel, der kann doch nicht ruhig sterben, der weiss ja, was er angestellt hat. Er weiss, wie viele Tausend Kimbanguisten er zusammenschlagen liess, und dass er Simon Kimbangu dreissig Jahre lang eingesperrt hat, obschon dieser unschuldig war. Also flogen sie nach Brüssel und wollten zu Morel gehen und ihm sagen, dass sie ihm vergeben hätten. Aber als Morel hörte, dass zwei Kimbanguisten ihn besuchen wollten, hat er sich verleugnen lassen, er hat sie nicht empfangen. So musste er halt sterben, ohne die Vergebung der Kimbanguisten empfangen zu haben.

Zentral ist die Gemeinde

Das ist nur eine dieser Kirchen. Ich könnte Ihnen von allen diesen Kirchen erzählen, aber dann müssten Sie eine ganze Woche in einen Kurs kommen oder vielleicht ein halbes Jahr lang, denn es ist eine meiner Hauptarbeiten, diese Kirchen zu erforschen, und zwar meistens durch Leute, die von dort herkommen. Und die meisten meiner Doktoranden kommen ja aus der Dritten Welt.

Also: Visionen, Träume, Krankenheilungen und die Ahnen sind zentral in den Kirchen der Dritten Welt. Was wir so in unserer Theologie verhandeln, ist für sie nicht sehr wichtig. Die Gemeinde ist absolut zentral. Viele ihrer Pfarrer üben einen Beruf aus, und zwar nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch, weil sie finden, sie hätten so besseren Kontakt mit den Leuten. Ihre Kirchen sind natürlich nicht aus Stein wie die unseren, weil es ja auch in den meisten Dritt-Welt-Ländern warm ist.

Unsere Kirchen sind aus Stein, und deshalb habe ich so eine selber gesehen in Ibandan. Eine amerikanische Kirche, aus Beton gebaut. Mit viel Geld, mit Missionsgeld. Aber es war so heiss da drin, dass sie eine Klimaanlage brauchten, damit sie es überhaupt aushalten. Aber in Nigeria kommt der elektrische Strom, wenn es ihm passt, also haben sie noch einen Generator eingebaut, der mit Benzin betrieben wird, um eine Stunde Gottesdienst in diesem Betonbau auszuhalten. – Sie sehen den Blödsinn, den wir in Europa machen.

Eine Kirche ohne Wände

Daneben steht eine Kirche von einer solchen unabhängigen Kirche, sie heisst Celestial Church. Da wurde ein Dach gebaut und auf Säulen gestellt. Die Wände sind durchbrochen. Da gibt es eine normale Luftzirkulation, da kommt der Wind hinein. Ich war selber drin. Da brauchen sie keine Klimaanlage. Und zudem: Alle Leute, die vorbei gehen, sehen, was da in der Kirche los ist, und bleiben stehen und schauen zu, so dass der Gottesdienst der Celestial Church automatisch eine evangelistische Wirkung hat.

Und dann natürlich das Problem der Polygamie. Es gibt Kirchen, in denen es eben zu ihrer Geschichte gehört. Z. B. in Westafrika sagen sie: «Traue keinem Mann, der nur eine Frau hat.» Und einer, der nur eine Frau hat, wird dort nie Pfarrer oder Bischof werden, denn «mit dem ist etwas nicht in Ordnung, wenn er nur eine Frau hat». Das sind eben ganz andere Auffassungen, sowohl von der Moral, von der Ehe wie von der Kirche. Ich will es einmal damit beenden lassen.

Wenn aber diese Kirchen so verschieden sind, dann müssen wir uns eben überlegen, wie wir erstens einander kennen lernen, und zweitens, wie wir miteinander ins Gespräch kommen. Denn bis jetzt hat dieses Gespräch nicht stattgefunden. Wir wissen

kaum etwas von der Kirche in China. Kaum etwas von der Kirche in der Karibik. Oder im Innern von Brasilien. Ich meine, wir wissen nur, was uns die Missionare erzählen. Aber die Missionare gehören ja zu den Kirchen, die so sind wie wir. Sie sind ja reformiert oder katholisch. Das heisst, sie haben Kirchen in die Dritte Welt verpflanzt, die ungefähr so sind wie unsere. Das ist auch schon recht. Das ist auch schon gut. Aber es hat eben dann auch noch ganz andere Kirchen.

Und das ist gerade das Interessante an der Kirche Jesu Christi: dass sie sehr verschieden sein kann, sein darf, und sein *muss* an verschiedenen Orten. Und ich werde gleich erklären, dass das schon immer so gewesen ist. Und darum ist sie universal. Und darum kann sie auch weltweit sein. Sie muss verschieden sein an verschiedenen Orten, weil die Voraussetzungen an verschiedenen Orten verschieden sind.

Lokal und universal

Denken Sie einmal darüber nach, was für ein Wunder das ist! Es gibt hier in Hundwil eine Kirche mit einem Kirchturm und Glocken, einen Pfarrer, ein Gesangbuch, Abendmahl, Taufe, Begräbnis, Hochzeit – alles, was zur Kirche gehört. Das ist hier in diesem Dorf, ganz lokal. Und die gleiche Kirche, die gleiche Kirche Jesu Christi, die gibt es auch in der Sowjetunion, und in China, und in Südafrika, und in Zaire, und in Brasilien. Es gibt keine Organisation, die es mit der Kirche aufnehmen kann. Es gibt nichts, das gleichzeitig lokal und universal ist wie die Kirche Jesu Christi.

Darum ist die Kirche Jesu Christi der wichtigste Beitrag zum Frieden in der Welt, weil sie Brücken schafft, wo bei den anderen nur Grenzen sind. Keine Partei überschreitet die Grenzen wie die Kirche Jesu Christi, und keine Universität, keine Schule, kein Verein, nur die Kirche Jesu Christi hat diese weltweite Ausstrahlung.

Und nun will ich etwas im Einzelnen erzählen, was meine Arbeit ist. An der Universität Birmingham habe ich drei Aufgaben. Die erste ist die Ausbildung von Theologen, also von Pfarrern. Aber der grösste Teil meiner Studenten wird gar nicht Pfarrer, nicht weil sie nicht wollen, sondern weil die Kirchen kein Geld haben, Pfarrer anzustellen. Sie lesen ja vielleicht auch gelegentlich in der Zeitung, dass England

ein armes Land geworden ist, zum Teil wegen ihrer Misswirtschaft, zum Teil, weil sie ihre Kolonien verloren haben, und zum Teil auch, weil die Kirchen eben kein Steuerrecht haben und alles mit Kollekten bezahlen müssen, und da sind halt eben viele Pfarrstellen unbesetzt.

Theologen für die Industrie

Die Kirchen können gar nicht so viele Pfarrer anstellen, wie wir ausbilden. Und das wissen die zum Voraus, und doch studieren sie Theologie und werden dann Diplomaten oder Personalchefs oder Offiziere in der englischen Armee oder gehen zur Polizei oder werden Journalisten, also eine ganze Reihe von Berufen. Die englische Industrie und der englische Staat stellen gerne Theologen an, weil sie finden, das ist eine gute Ausbildung, eine gute Vorbildung für den Beruf, den sie nachher ausüben. Ich finde das auch. Ich finde auch, die theologische Ausbildung ist eine gute Ausbildung. Man sagt ständig, den Beruf kann man sowieso nicht an der Universität lernen, speziell den Beruf des Pfarrers, sondern an der Universität lernt man die wissenschaftlichen Grundlagen, und den Beruf muss man nachher lernen in speziellen Schulen oder in der Praxis.

Die zweitwichtigste Aufgabe, die ich habe, ist die Ausbildung von zukünftigen Missionaren. Wir bilden jedes Jahr etwa zweihundert Missionare aus in Birmingham, und diese Missionarsausbildung muss heute anders geschehen als früher.

Zum Beispiel: Wenn ich das Neue Testament unterrichte, tue ich das zusammen mit einem Rabbiner und einem Muslim. In diesem Herbst werde ich die Lehre über Jesus Christus – Christologie nennt man das – zusammen mit einem Muslim und einem Rabbiner machen. So etwas hat man ja noch nicht gehört in der Schweiz. In der Schweiz ist es schon eine Sensation, wenn einmal ein Katholik und ein Protestant miteinander die Bibel auslegen. Aber für uns in Birmingham ist das selbstverständlich. Wir müssen die Bibel auslegen mit denen, die wir missionieren wollen. Und es ist hochinteressant, sage ich Ihnen, mit einem Muslim die Bibel auszulegen und über Christus zu reden.

«Jawohl, ich sehe Hoffnung»

Der Muslim hat, als wir das zum ersten Mal machten, seine Vorlesung damit begonnen, dass er sagte:

«Der Islam und das Christentum haben zwei Dinge gemeinsam, die keine zwei anderen Religionen gemeinsam haben, nämlich dass Jesus von Nazareth für beide konstitutiv ist.» Und er hat das bewiesen, er hat uns den Koran gelesen. Natürlich ist das nicht das christliche Verständnis von Jesus, aber Jesus spielt auch eine Rolle im Islam, und das muss man wissen, das müssen unsere Missionare wissen, wenn sie in islamische Länder gehen. Wer ist da besser geeignet als ein islamischer Theologe, um ihnen das zu sagen?

Ich habe ihn dann einmal gefragt, ob er denn eine Hoffnung sehe im Gespräch unter den Religionen – es steht ja nicht zur Diskussion, dass ich selber Muslim werde, noch will der Muslim ein Christ werden –, aber ich habe ihn gefragt: «Gibt es denn eine Hoffnung im Gespräch?» Und da sagte er etwas sehr Interessantes, er sagte: «Jawohl, ich sehe eine Hoffnung.» Er sagte, das Christentum sei die einzige Religion, die er kenne, die kritisch umgehen könne mit ihren eigenen heiligen Dokumenten, also mit der Bibel, das, was man die historisch-kritische Forschung nennt. Dass wir eben die wissenschaftlichen Methoden anwenden in der Auslegung der Bibel. «Das ist die einzige Religion, die das kann. Und die darum auch eine Distanz hat zu ihrer eigenen Geschichte und sich selber kritisieren kann. Das gibt es nicht im Islam. Das gibt es nicht in anderen Religionen», sagte er. Und das sei die Voraussetzung, dass wir miteinander tolerant umgehen können. «Und darum», sagte dieser Muslim, «bin ich in Birmingham und nicht an der Universität in Kairo. Denn hier in Birmingham, da kann ich auch einmal etwas Kritisches sagen zum Koran, zu meinen eigenen Wurzeln, meiner eigenen Religion, weil die Christen das hier auch tun.» Und darin sehe er eine Hoffnung.

Also das ist eine ganz interessante Konstellation, wo dann Mission nicht darin besteht, dass ich den Muslim zum Christen mache, sondern darin, dass er ein kritischeres Verhältnis bekommt zu seiner eigenen Religion. Das ist natürlich nicht das Ganze der Mission, aber sicher auch ein Teil davon.

Und das dritte, das wichtigste Gebiet meiner Tätigkeit, ist die Ausbildung einer zukünftigen Theologengeneration in der Dritten Welt. Also Leute, die Theologie unterrichten an den Universitäten der Dritten Welt. Und die kommen natürlich schon mit

einer Ausbildung von Seminaren und theologischen Colleges. Es braucht normalerweise zwei Jahre, bis sie mir glauben, dass ich wirklich interessiert bin an ihrem Verständnis des Christentums. Zuerst sagen sie mir alles, was bei Karl Barth und Emil Brunner und Paul Tillich und bei den Amerikanern steht, weil sie das alles gelesen haben. Sie reproduzieren das schön brav – das tönt dann ganz europäisch, nur dass sie schwarz sind –, und dann sage ich ihnen, ja, ich glaube es ihnen schon, dass sie das gelesen haben, nur dass das eben nicht alles ist. Ich glaube, dass sie noch mehr wissen.

Und nach zwei Jahren normalerweise sagen sie: «Ja wir wissen schon noch mehr, aber das dürfen wir nicht sagen, denn da lachen Sie darüber.» Und ich sage ihnen immer: «Das ist genau das, was mich interessiert. Das müsst ihr jetzt aussprechen, und darüber müsst ihr nachdenken, denn ihr müsst eine andere Theologie entwickeln als wir in Europa.» Vielleicht können wir hier in Zukunft sogar noch etwas lernen davon.

Der Pfarrer ist Busfahrer

Jetzt will ich das an einem Beispiel aus Birmingham erklären, was es da für Themen gibt. Wir haben in Birmingham 120 schwarze Gemeinden. Sonntagmorgens sind wahrscheinlich mehr schwarze Christen im Gottesdienst als weisse. Die Pfarrer dieser Gemeinden sind alles Arbeiter, es sind Arbeiterpfarrer. Die arbeiten bei der Eisenbahn oder sind Busfahrer oder arbeiten in den Fabriken.

Und am Sonntag ziehen sie wunderbar schöne Talare an, weiss und silbern und golden und mit so Bischofshüten und Stäben und Glocken und Kerzen. Und dann marschieren sie ein. Da ist ein katholischer Priester nichts dagegen. Da marschieren sie ein, nicht mit zwei oder drei Messknaben, sondern mit einem Chor von fünfzig Leuten, und singen wunderbar, sage ich Ihnen. Sie kommen da rein, nicht wahr, und singen und tanzen, und die ganze Gemeinde singt und betet mit.

Einmal habe ich fünfzig von denen zum Bischof von Birmingham mitgebracht. Sie wollten mit ihm reden. Sie haben sich beklagt, dass sie nie eingeladen worden sind zum Pfarrkapitel in Birmingham. Da sagte der Bischof: «Ich wusste ja gar nicht, dass es euch gibt!» Ja, klar, das weiss man gar nicht. Ja, aber zehn Jahre lang haben sie für eine Erweckung gebetet

in Birmingham. Und jetzt ist sie gekommen, und die haben es nicht einmal gemerkt, weil die Erweckung eben schwarz war und nicht weiss. Und das Problem Schwarz und Weiss ist eben auch in Birmingham, das ist nicht nur in Südafrika ein Problem.

Zwar haben wir sehr gute Gesetze, aber die Gesetze ändern ja die Herzen der Menschen nicht. Und die Schwarzen und die Weissen, da muss man zuerst lernen, miteinander umgehen. Das sind zwei verschiedene Paar Stiefel, das sind eben sehr verschiedene Menschen, und da muss man zuerst lernen, miteinander anständig und christlich umzugehen.

Und diese Arbeiterpfarrer kamen nun zu mir und sagten, sie möchten gerne eine theologische Ausbildung an der Universität. «Nicht eine Bibelschule», sagten sie ausdrücklich, «nicht eine Bibelschule wollen wir. Wir wollen eine wissenschaftliche Ausbildung wie die anderen Pfarrer.» Da sagte ich: «Das könnt ihr gar nicht, ihr habt ja nur vier oder fünf Jahre Elementarschule. Die Voraussetzungen sind nicht erfüllt.» Da sagten sie: «Da können wir nichts dafür, dass wir nur vier oder fünf Jahre zur Schule gegangen sind. Aber wir haben Erfahrungen mit dem Glauben und der Bibel gemacht, und das kann ja auch als etwas zählen. Wir können jetzt diese zehn Jahre Schulbildung nicht noch nachholen. Dazu sind wir zu alt. Sie müssen etwas erfinden, damit wir trotzdem an die Uni kommen können.»

Singen und tanzen im Theologiestudium

Da bin ich zu meinen Kollegen gegangen und habe gesagt: «Wir müssen etwas erfinden für diese Arbeiterpfarrer.» Meinen Plan habe ich meinen Kollegen vorgelegt, einen Kurs über das Wochenende – die arbeiten ja während der Woche – nur die Fächer Neues Testament, Altes Testament, Mission und christliche Glaubenslehre. Und das soll geprüft werden an der Universität, und dann bekommen sie ein Zertifikat, und wenn sie gut abschneiden, können sie auch weiterfahren und noch höhere Grade an der Universität bekommen. Also so etwas Ähnliches wie die Erwachsenenbildung in der Schweiz, aber sehr viel seriöser und mit Dekanen.

Dann habe ich meinen Kollegen sagen müssen: «Wenn Sie diese schwarzen Pfarrer unterrichten wollen» – das ist eben das Thema, das Verhältnis von Schwarz und Weiss, das Thema der Interkulturalität –, «wenn Sie die unterrichten wollen, dann

können Sie nicht so dozieren wie an der Universität, denn wenn die am Freitagabend kommen, dann sind sie am Morgen um sechs Uhr aufgestanden und haben den ganzen Tag gearbeitet. Wenn sie dann zwei Stunden lang zuhören müssen, dann schlafen sie natürlich spätestens nach einer halben Stunde ein. Also müssen Sie singen mit denen. Sie müssen neue Lieder erfinden, in denen das Thema, das sie behandeln, vorkommt.»

Ich selber habe vieles von den Schwarzen Studenten gelernt. Was ich da nämlich mache mit diesen Biblischen Spielen und Musicals und die Geschichten, die ich schreibe, habe ich von meinen Theologiestudenten gelernt, weil sie gesagt haben: «Warum können wir's nicht auch so lernen, mit Singen und Tanzen?»

So steht es ja auch schon beim Apostel Paulus: «Der Kopf kann nicht ohne die Füße sein.» Das heisst doch übersetzt: «Das Denken kann nicht ohne seine rhythmische Inkarnation sein.» Wir hören es ja auch von den Ärzten, dass sich an unserem Körper zu jedem Gedanken bestimmte Muskeln bewegen.

So ist es auch bei den Kindern. Wenn sie etwas lernen, bewegen sie sich – nicht nur die Lippen, sondern auch die Beine und die Hände bewegen sich. Also das Lernen und das Bewegen und das Tanzen, das hat etwas miteinander zu tun, das ist etwas, was die Afrikaner noch können und was man uns ausgetrieben hat: «Du musst stillsitzen und lernen!» Wie wenn man besser lernen könnte, wenn man still hockt! Man kann doch viel besser lernen, wenn man herumläuft, nicht wahr, und herumschaut. Und dann muss man auch essen miteinander. Aber da kann es dann eben Streit geben, wenn z. B. die Schwarzen mit den Engländern über die Sklaverei reden.

Sklavenhandel im Namen Gottes

Sie wissen ja, wie das gewesen ist. Sie sind dazumal aufgekauft worden in Afrika und in die Karibik verkauft, und dort mussten sie sich möglichst schnell vermehren, damit es viele Sklaven gab, damit der Sklavenhalter einen grossen Gewinn machte. Und wenn es zu wenig schwarze Männer gab, die bereit waren, Kinder zu zeugen, dann ist der weisse Plantagenherr stellvertretend eingeschritten und hat ein paar Frauen vergewaltigt, damit es eben mehr Sklaven gegeben hat. Das waren ja meistens auch

Gouverneure, diese Sklavenherren, die gehörten zur englischen Oberschicht. Ein Teil von ihnen waren verwandt mit dem englischen Königshaus, und darum sagt Philipp Potter, der ehemalige Generalsekretär des Ökumenischen Rats, er sei verwandt mit der Königin, was auch stimmt. Damit machte er sich natürlich nicht populär in England, das können Sie sich vorstellen. Philipp Potter ist eben richtig schwarz. Und wenn ein solcher sagt, er sei verwandt mit der Königin, weiss er, wer sein Vor-vor-Vorfahre ist.

Und darum tragen sie die psychischen und physischen Narben dieser demütigenden Behandlung auf ihren Gesichtern. Man sieht es ihnen eben an, wo sie herkommen. Und dann sagen die Engländer: «Ja, aber wisst ihr, das ist ja schon lange her.» Dann sagen sie: «Das ist noch nicht so lange her. Es ist nur etwa hundert Jahre her, nicht wahr, und wir leiden noch daran, darum reden wir mit euch darüber.» Das Schlimme ist eben, dass die Leute das mit allem guten Gewissen gemacht haben. Und sie haben das auch noch mit der Bibel bewiesen, mit dem berühmten Philemonbrief, in dem stehe, die Sklaverei sei von Gott gewollt.

Und nachdem die Engländer gute Geschäfte gemacht hatten, sind sie zurückgekommen nach England und haben grosse Häuser gebaut und Kathedra- len. In Liverpool, da gibt es ganze Häuserfronten, an denen es Negerschädel hat, aus Stein gemeisselt, um damit zu dokumentieren, dass diese Häuser gebaut worden sind mit dem Gewinn aus dem Sklavenhandel.

Meine Studenten untersuchen die Geschäftsbücher der englischen ehrenwerten Geschäftsherren. Diese sind alle in die Kirche gegangen, das waren wiedergeborene Menschen, nicht nur so Namenschristen. Sie sind in die Kirche gegangen und haben Gott gedankt dafür, dass er ihnen das Gedeihen geschenkt hat für ihre Geschäfte.

Und diese Geschäftsbücher werden nun untersucht von meinen Studenten, sie wollen wissen, wo das Geld herkommt und wo es hinget. Sehr viel von diesem Geld ist z. B. in die China-Inlandmission gegangen oder in andere charitative Werke der Missionsgesellschaften.

Ja, das waren ehrenwerte Christen, die haben wirklich Gott dienen wollen. Sie haben's eben nicht besser verstanden, dabei haben sie sehr viel Unheil

angerichtet. Darum habe ich ja gesagt, mit was für komischen Leuten der liebe Gott sein Reich gebaut hat, nicht wahr. Inklusiv die Mission. Das ist eben nicht wegen uns gut geworden, sondern trotz uns. Und dass diese Leute, diese Sklavennachkommen, heute Christen sind, das ist nicht wegen unserem guten Vorbild oder wegen unserer guten Theologie, sondern das ist aus lauter Freundschaft und Liebe Gottes. Es ist doch nicht einsichtig, warum sie Christen sind. Es ist absolut nicht einsichtig. Doch fast alle von ihnen sind Christen, die meisten von ihnen sind bessere Christen als wir.

Meine Kollegen haben das eingesehen. Dann habe ich ihnen gesagt: «Beten müsst ihr auch, denn für die Schwarzen ist es nicht möglich, über Gott zu reden, ohne mit Gott zu reden. Das kann man nur an einer staatlichen Universität: Da redet man über Gott, ohne mit Gott zu reden. Die Schwarzen finden das absurd.» Da antworten die Kollegen: «Das Tanzen, Singen und Essen ist ja okay, aber das Beten, bist du sicher, dass man das muss?» – «Ja, da bin ich ganz sicher.» – «Also», sagen sie, «dann versuchen wir es halt.» So wurde es versucht. Und diese Schule läuft nun schon mehrere Jahre.

Nun will ich Ihnen zwei Beispiele aus dieser Schule erzählen, um wiederum zu zeigen, wie verschieden die Christen sind.

Was man tut, vergisst man nicht

Der Neutestamentler unterrichtet also Neues Testament. Bei Lukas steht: «Diese Art von Dämonen fährt nicht aus ausser durch das Gebet.» Und in einem anderen Evangelium steht: «Diese Art von Dämonen fährt nicht aus ausser durch Gebet und Fasten.» Warum steht in einem «Fasten» und beim anderen nicht? «Weil», sagt der Wissenschaftler, «in der Gemeinde, in der dieses Evangelium überliefert wird, gefastet wird, deshalb wird eben auch vom Fasten geredet. Denn was man tut, das vergisst man nicht. Was man *nicht* tut, das vergisst man in der Bibel.»

Das ist ja bei uns auch so. Wir zitieren das, was wir tun und was uns Eindruck macht, und das, was wir nicht tun, was uns nicht Eindruck macht in der Bibel, das vergessen wir. Das war schon früher so. Und darum: Dort wo gefastet wird, wird das Jesuswort überliefert mit Fasten, und dort, wo nicht gefastet wird, eben nicht. Das haben die alles schön

aufgeschrieben. Die Gemeinde, in der gefastet wird, da wird die Tradition des Fastens eben überliefert.

Dann fragten die Studenten den Lehrer: «Haben Sie auch schon einmal gefastet?» Da sagt der: «Sie haben mich nicht richtig verstanden.» Da hat er ihnen das Gleiche noch einmal erklärt, dass damals in der Gemeinde gefastet wurde. Da sagen sie: «Wir haben das schon begriffen, aber wir dürfen Sie doch trotzdem fragen, wie Sie es mit dem Fasten halten.» Da sagt er: «Ja, die Frage habe ich mir noch nie gestellt.» – «Aha, aber wir, wissen Sie, wir fasten eben. Wir sind eine Gemeinde, in der gefastet wird. Darum haben wir die Tradition des Fastens nicht vergessen, wie Sie uns das gerade erklärt haben. Und nun gehören Sie offenbar zu einer Gemeinde, in der nicht gefastet wird, darum haben Sie es vergessen. Jetzt werden wir Ihnen einmal erklären, wie das ist mit dem Fasten.» Jetzt plötzlich sind die Studenten die Professoren und der Professor der Student, nicht wahr.

Der geschenkte Glaube

Einmal sagte der gleiche Neutestamentler zu mir: «Ich glaube nicht an Gott.» Ich glaube ihm das zwar nicht, aber er hat das bestätigt am Radio, er könne nicht an Gott glauben, und hat den Bischof gebeten, ihn von seinem Ordinationsgelübde zu befreien. Das kam dann gross in den Zeitungen und am Radio.

Darauf sind natürlich unsere evangelikalen weisen Freunde, die sich vorher einen Pfifferling um unsere schwarzen Pfarrer gekümmert hatten, zu ihnen gegangen und haben gesagt: «Seht, das ist euer Neutestamentler, der nicht an Gott glaubt, und der unterrichtet euch Neues Testament! Das sind eben die ungläubigen Professoren an der Universität. Solche Leute habt ihr.» Da sagten sie: «Ja, wir haben das schon gehört. Wir werden das einmal untersuchen.» Dann haben sie eine Konferenz anberaumt mit dem Neutestamentler. Sie haben gesagt: «Erstens: Wir haben am Radio gehört, dass du nicht an Gott glaubst. Das haben wir ja schon lange gemerkt, das ist für uns nichts Neues. Von jetzt an kann es nur noch besser werden mit dir, da du es öffentlich bekannt hast. Zweitens: Wir wissen, dass der Glaube eine Gnade Gottes ist. Und eine Gnade ist etwas, das man bekommt, ohne dass man etwas dazu tun kann. Man kann sich nicht entschliessen zu glauben, sondern das wird einem geschenkt. Das haben wir gelernt,

das steht in der Bibel. Diese Gnade hast du offenbar noch nicht bekommen. Darum sehen wir auch nicht ein, dass der Glaube eine Bedingung sein soll, um das Neue Testament zu unterrichten, da der Glaube ja eine Gnade Gottes ist. Du bist deswegen in unseren Augen nicht disqualifiziert vom Unterrichten des Neuen Testaments. Du sollst uns weiter unterrichten, denn du bist ein guter Lehrer. Du glaubst zwar nicht, aber wir glauben. Und wir lernen ja nicht den *Glauben* an der Universität, sondern wir lernen die *Wissenschaft*, und das können wir von dir lernen. Und den Glauben, den lernen wir sowieso nicht von dir. Und Drittens: Wir werden für dich beten, dass dir der Glaube noch geschenkt wird.»

Das sind die Leute, von denen man sagt, sie seien theologisch ungebildet, aber in gewissen Dingen haben sie mehr begriffen vom Evangelium als z. B. ihr Lehrer. Also, so viel über das Christentum in seiner Vielfalt.

Evangelisieren wie Jesus

Bis jetzt habe ich von der Mission geredet als derjenige Plattform oder Drehscheibe, wo die verschiedenen Arten des Christentums miteinander ins Gespräch kommen, damit zum Ausdruck kommt, dass die Kirche Jesu Christi universal ist. Ich will jetzt davon reden, wie Jesus evangelisiert hat und wie die Apostel evangelisiert haben.

Wenn wir mehr Zeit hätten, würden wir jetzt die Bibel aufschlagen und Kapitel um Kapitel lesen, und dann würden Sie sehen, dass Jesus nie so evangelisiert hat wie wir meinen, man müsse. Nämlich, dass er in irgendein Dorf gegangen ist und Reden gehalten hat. Seine Evangelisation war immer dialogisch und situationsbedingt.

Ich erkläre das an einem Beispiel: Einmal kommt ein Mensch zu ihm und sagt: «Was muss ich tun, um Lebensqualität zu bekommen, ewiges Leben?» Und Jesus sagt zu ihm: «Du weisst es ja schon: Halte das Gebot, liebe Gott und deinen Nächsten.» Und da sagt der: «Ja, aber wer ist denn mein Nächster?» Das war damals strittig.

Dann sind da noch die Vermittler, zu denen wir alle gehören wollen, die Möchte-Gerne. Andreas und Jakobus, die sagten: «Wer wird denn Ministerpräsident im kommenden Reich Gottes? Diesen Matthäus kannst du sicher nicht anstellen, der ist doch schon kompromittiert mit den Römern, oder

diese Bande da von Revolutionären wie der Simon und der Petrus und all diese Leute, die können zwar eine Revolution machen, aber regieren, das können sie natürlich nicht. Also, wer bleibt dir da noch? Haha, wir beiden, nicht wahr?» Da sagt Jesus aber zu ihnen: «Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke?» Da sagten sie: «Ja, selbstverständlich, frag doch nicht so blöd, natürlich können wir das.» – Und Sie wissen, was die Antwort ist. «Den Kelch werdet ihr zwar trinken, aber Ministerposten zu vergeben im Reich Gottes, das ist nicht meine Aufgabe.»

Wie haben denn die Apostel evangelisiert? Das Gleiche ist es bei Petrus, der zum Kornelius ging. Das war auch wieder so ein Kommandant der Besatzungstruppe und ein Heide, und er muss mit ihm zusammen essen. Das können Sie sich gar nicht mehr vorstellen, was das heisst. Das ist schlimmer, als im Konkubinat zu leben heutzutage, viel schlimmer. Das war einfach unmoralisch. Das war also eine ganz obszöne Sache, mit einem Heiden zusammen Schnecken und Krebse und so dreckiges Zeug zu essen. Das war den Juden ja schon seit Jahrhunderten verboten gewesen. Nun sagt Gott zu Petrus: «Du musst das essen! Du musst zum Kornelius gehen.» Und dabei lernt Petrus etwas über das Evangelium, das er vorher nicht gewusst hat – der Evangelist lernt etwas über das Evangelium von einem Heiden, nämlich, dass einer nicht zuerst Jude werden muss, um Christ zu werden.

Gemeinsam am Tisch des Herrn

Und so wird auch heute noch evangelisiert. Indem wir von denen, die wir evangelisieren wollen, etwas über das Evangelium lernen, evangelisieren wir richtig. Und wenn wir meinen, wir wüssten immer alles und wir hätten ihnen nur mitzuteilen, was wir wissen, dann ist das nicht evangelisiert, dann ist das Propaganda! Es ist ein grosser Unterschied zwischen Propaganda und Evangelisation. Die Evangelisation respektiert das und lernt von ihnen! Und die Propaganda, die geht einfach darüber hinweg und schert alles über den gleichen Kamm. – Und weil das eben nun mal so ist, sind auch die ersten Christen sehr verschieden gewesen.

Es gab mehrere Gruppierungen, aber die beiden grossen Gruppierungen waren die Heidenchristen und die Judenchristen. Die Judenchristen haben den Sabbat gehalten, haben die Beschneidung durchge-

führt, die Opfer in den Tempel gebracht und die jüdischen Speisegebote gehalten. Die Heidenchristen wollten von dem allem nichts wissen, sie haben sogar Götzenopferfleisch gegessen. Und die Spannung zwischen diesen beiden Gruppierungen war ungeheuer. Die haben Streit gehabt miteinander. Sie sind zwar beieinandergeblieben, die Heidenchristen haben Kollekten gesammelt für die Judenchristen, sie haben sich auf den gleichen Jesus berufen, das gleiche Vaterunser gebetet, aber theologisch, moralisch und auch politisch hatten sie Streit miteinander. Das ist die Kirche Jesu Christi. Das können wir uns leisten in der Kirche Jesu Christi. Wir können verschiedene Meinungen haben über die Moral, eben über das Konkubinat oder über die Abtreibung, da können wir verschiedene Meinungen haben. Oder auch über unsere politische Loyalität können wir verschiedene Meinungen haben.

Solange wir bereit sind, dann wieder zusammen zum Tisch des Herrn zu kommen und einander den Frieden zuzusprechen und den guten Willen und aufeinander zu hören. Da ändern wir manchmal unsere Meinung und manchmal nicht. Das ist es. Es wird nicht von uns verlangt, dass wir immer einer Meinung seien, aber es wird von uns verlangt, dass wir die Meinung des anderen anhören und ihn nicht zum Unchristen und Nichtchristen erklären, wenn er eine andere Theologie hat oder eine andere Moral oder eine andere Politik.

Miteinander auf Gott hören

Ich komme zum Schluss. Ich kann ja das Evangelium nur so sagen, wie ich es verstehe und erlebe. Aber ich muss dem zu Evangelisierenden immer erlauben, es so zu verstehen und weiterzugeben und zu erleben, wie er es hört. Darum schafft echte Evangelisation keine Kopien, sondern Originale. Es kommen lauter Originale heraus bei der rechten Evangelisation. Die Propaganda schafft einfach Kopien. Und das bedeutet für uns, dass wir theologisch evangelisieren müssen. Evangelisiert ist erst, wenn die Gemeinde anfängt zu evangelisieren. Wenn die Menschen selber Evangelisten sind. Wenn der Pfarrer evangelisiert, glauben das die Menschen sowieso nicht, der ist ja dazu angestellt. Also Mission ist eine Tätigkeit zwischen dem zu Missionierenden und dem Missionar. Es ist das, was dazwischen passiert. So wie zwischen dem Petrus und dem Kornelius, das ist

Evangelisation: Da hören zwei zusammen auf Gott und vergleichen das, was sie gehört haben, miteinander. Petrus und Kornelius hören miteinander auf Gott und lernen etwas über das Evangelium, das sie vorher nicht gewusst haben. Das ist biblische Mission, und zwar in unserem Land und auch in Übersee. Und darum werden aus dieser Mission immer verschiedene Theologien und verschiedene Moralitäten und verschiedene Liturgien entstehen, und das muss so sein. Das Grosse an der Kirche Jesu Christi ist, dass ihre Einheit nicht in einer einheitlichen Frömmigkeit besteht, in einer einheitlichen Liturgie, in einer einheitlichen Theologie, in einem einheitlichen Bibelverständnis, in einer einheitlichen Moral. Darin besteht sie eben gerade nicht, sondern das ist das, was schon in der Bibel verschieden ist. Sondern die Einheit in der Kirche Jesu Christi besteht darin, dass wir einander verschiedene Weisen des Christseins zugestehen.

Stellen Sie sich einmal vor, was das bedeuten würde für die Welt, wenn wir das sichtbar machen könnten, dass wir auf verschiedene Weisen Christ sein können und zwar wirklich verschieden. Dass wir auf verschiedene Weisen Christ sein können und trotzdem zu dem einen, gleichen Leib Christi gehören. Natürlich ist jetzt noch mehr zur Einheit der Kirche als des Leibes Christi zu sagen, aber vorerst will ich nur das sagen: Vorerst müssen wir sehen, dass nur diejenigen evangelisieren können, die akzeptieren, dass andere im Evangelium etwas anderes hören.

Ich habe Ihnen vorhin etwas von den Sklavenhaltern erzählt. Wie ist das mit denen? Die haben auch die Bibel gelesen und haben es doch nicht gesehen. Es genügt eben nicht zu sagen: «Es steht in der Bibel.» Denn meine Interessen, die ich habe, interpretieren das, was in der Bibel steht, und wenn einer Sklavenhalter ist, dann liest er den Philemonbrief anders, als wenn einer ein Sklave ist. Oder denken Sie einmal daran: Etwa seit zehn Jahren haben wir die Frauen entdeckt in der Kirche. Jetzt sind die auf einmal wichtig, die Jüngerinnen Jesu, die ersten Auferstehungszeuginnen – eine Bischöfin sogar soll es gegeben haben, Prophetinnen in den ersten Gemeinden. Das stand schon lange in der Bibel, nicht wahr. Aber da ist Jahrhunderte lang gesagt worden: «Die Frau schweige in der Gemeinde, Punktum. Es steht ja so auch in der Bibel, nicht wahr!» Also, es genügt nicht zu sagen, es sei biblisch, sondern man

muss doch fragen: «Wer sagt, es sei biblisch, und was sind seine *Interessen*? Und *warum* sagt er das?» Und eben: Wenn einmal ein Mann seine Privilegien verteidigen will, dann steht eben etwas Gewisses über die Frauen in der Bibel, und wenn er mal bereit ist, diese Privilegien nicht mehr zu verteidigen, dann steht vielleicht etwas anderes in der Bibel. Es steht alles in der Bibel. Es kommt darauf an, wer die Bibel auslegt.

Und schliesslich noch: Es ist der gefährlichste Beruf, ein Missionar oder ein Evangelist zu sein, und zwar deswegen, weil ich meinen Glauben aufs Spiel setze. Ich kann ja nicht erwarten, dass andere bereit sind, ihre Loyalität aufzugeben, wenn ich selber auch nicht bereit bin, meinen christlichen Glauben aufs Spiel zu setzen. In der Bibel heisst «Zeugnis abgeben» *martyria*. Und dieser Begriff ist absichtlich gewählt. *Martyria*, das ist eine gefährliche Sache. Es ist die Gefahr der Evangelisation und die Gefahr des Evangelisierens, dass mein Glaube verändert wird im Prozess der Evangelisation. Das ist dem Petrus so ergangen, und darum hat er danach Streit bekommen mit dem Missionskomitee in Jerusalem. Die haben ihn gefragt: «Was fällt dir ein, Petrus! Seit Abraham gibt es diese Gesetze, und jetzt läufst du zu diesem Offizier da und bist bei dem einen Abend lang, und jetzt kannst du eine Jahrhunderte alte Theologie einfach auf den Kopf stellen? Das geht doch nicht!» Und da sagt Petrus wunderschön: «Ja, wisst ihr, der Kornelius hat auch den Heiligen Geist bekommen.» Und da steht noch etwas Schönes in der Bibel: «Als sie das hörten, wurden sie ganz still und priesen Gott und sprachen: Auch den Heiden hat Gott den Heiligen Geist gegeben wie auch uns.»

Ich möchte einmal die Kirchenleitung sehen, die auf einen solchen Bericht ganz still wird und Gott preist. Aber das ist ja immer noch möglich. Es passieren ja immer noch Wunder. Wir können unseren Glauben aufs Spiel setzen, weil wir wissen, dass wir nicht aufgrund unseres Gottverständnisses und nicht einmal aufgrund unseres Glaubens gerettet sind, sondern einzig aufgrund der bedingungslosen Freundschaft Gottes.

Frage aus dem Publikum: «Ich möchte gerne vom Professor wissen, ob er die Bibel als Gottes Wort anschaut?»

Also, ich bin ja wohl keinem Glaubensexamen unterzogen worden, aber natürlich ist die Bibel Gottes Wort, das scheint mir selbstverständlich zu sein. Aber jetzt fangen die Fragen ja erst an: Was heisst denn das?

Wenn z. B. in der Bibel steht, alle sieben Jahre solle man die Felder brach liegen lassen, was machen wir dann? Das ist Gottes Wort. Was machen wir mit dem? Da steht in der Bibel: Nach 49 Jahren sollen alle Hypotheken für null und nichtig erklärt werden. Das ist Gottes Wort. Was machen Sie mit dem? Vor allem, wenn Sie in einer Bank angestellt sind! Oder wenn Sie jemandem Geld ausgeliehen haben. Oder wenn im Johannesevangelium steht, wo Jesus seinen Jüngern die Füsse gewaschen hat, da sagt er: «So, das sollt ihr auch so machen.» Dann sagen Sie: «Ja, das ist eben damals so gewesen.» Ja, ich bin ja damit einverstanden, aber wann ist es eine damalige Sitte, die für uns heute nicht mehr verbindlich ist, und wann ist es für uns verbindlich? Und zu dem Punkt sind die Menschen verschiedener Meinung. Sind Christen verschiedener Meinung.

Es gibt z. B. im Neuen Testament kaum eine Taufe von Kindern, und so gibt es Leute, die daraus folgern, dass wir auch heute die Erwachsenen taufen müssen und Kinder nicht taufen sollten. Das ist die Argumentation. Da wird die Bibel buchstäblich und wörtlich genommen, während die anderen sagen: «Das ist damals halt so die Situation gewesen, da sind alle neu zum Christentum gekommen, da ist klar, hat man nur Erwachsene getauft. Und in der zweiten und dritten Generation hat man dann eben die Säuglingstaufe eingeführt.» Und darum ist das für uns verbindlich, was in der zweiten und dritten Generation passiert ist.

Sie sehen, es geht nicht darum, ob die einen die Bibel als Gottes Wort betrachten und die anderen nicht. Sondern es geht darum: Welcher Teil von der Bibel hat für uns Priorität? Wie legen wir sie aus? Wie im Fall von der Fusswaschung, wo wir sagen: «Das gilt für uns heute nicht mehr.» Und im anderen Fall von der Erwachsenentaufe sagen wir: «Das gilt heute noch.» Und jetzt könnte ich beliebig viele Beispiele geben: Es gibt z. B. sehr viele Leute, die essen kein Schweinefleisch, keine Blutwurst usw., weil es eben die entsprechenden Vorschriften gibt, auch im Neuen Testament. Und die anderen finden, das sei überhaupt kein Problem. Die sagen auch: «Das ist

damals so gewesen.» Welches ist verbindlich? Was nicht? – Es gibt Kirchengemeinden, in denen alle Frauen mit Hut in die Kirche gehen, weil das dort so Sitte ist. Das ist auch eine schöne Sitte. Das steht auch in der Bibel: Sie sollen etwas wie einen Schleier oder einen Hut haben. Aber bei uns hat niemand einen Hut auf von unseren Frauen, nicht wahr? Ganz unbiblisch, nicht? Also, ich will mich darüber gar nicht lustig machen, ich will ihnen die Problematik zeigen.

Es gibt z. B. sehr viele Leute, die sich auf die Bergpredigt berufen und sagen: «Aufgrund der Bergpredigt darf man keine Gewalt anwenden, man muss gewaltlos leben.» Das hat sehr viel für sich. Denn Jesus sagt ja: «Selig sind die Friedfertigen.» Und sie gehen so weit und sagen, sie wollten keinen Militärdienst tun, auch in der Schweiz nicht. Sie berufen sich auf die Bibel, weil sie sagen, es sei das Wort Gottes. Und dann kommen die anderen an und sagen: «Ja, und dann der Kornelius und all die Soldaten, die wollen ja auch ihr Soldatensein nicht aufgeben als Jünger Jesu.» Sie berufen sich auch auf die Bibel, aufs Wort Gottes. Und jetzt kommt es eben darauf an, welchem Teil Sie die Priorität geben. Denn die Bibel ist nicht ein harmonisches, in sich selbst geschlossenes System. Sondern die Bibel ist eine Bibliothek, die über einen Zeitraum von zweitausend Jahren entstanden ist. Und schon im Neuen Testament und zwischen dem Neuen und dem Alten Testament gibt es grosse Spannungen, weil da zu verschiedenen Zeiten zu verschiedenen Leuten verschiedene Personen in verschiedenen Situationen geschrieben haben.

Ich habe Ihnen ja erzählt, wie die ersten Jünger verschiedene Meinungen gehabt haben. Und darum ist es ja auch gar nicht verwunderlich, dass es da Spannungen gibt. Und darum habe ich gesagt, die Einheit der Kirche bestehe nicht darin, dass sie nur eine Meinung hat. Schon die Bibel hat nicht nur eine Meinung. Sie hat einen ganzen Fächer von Meinungen. Und die Einheit von der Bibel besteht auch nicht darin, dass sie von A bis Z immer nur das Gleiche sagt. Sonst müsste sie nicht so dick sein. Wenn

sie einfach nur eines sagen würde, so könnte man das auf fünf Seiten sagen. Sondern sie sagt einen ganzen Fächer von verschiedenen Meinungen.

Die Einheit der Bibel besteht darin, dass die verschiedenen Meinungen aufgenommen sind und zusammen gesehen werden und sich gegenseitig akzeptieren. Dass eben Matthäus und Lukas und Markus und Johannes sehr verschiedene Meinungen haben über Jesus von Nazareth. Dass ihre Evangelien miteinander in der gleichen Bibel stehen. Das ist eben das Geniale gewesen von der Kirche, dass sie nicht gesagt hat: «Wir wollen nur ein Evangelium», sondern dass sie gesagt hat: «Wir haben vier davon, und dann erst noch den Paulus dazu, der dann noch einmal eine ganz andere Meinung hat.»

Nur noch ein letztes Beispiel. Paulus sagt: «Jesus nach dem Fleisch, also was er getan hat zu Lebzeiten, interessiert mich überhaupt nicht.» Das ist ja klar, denn er ist natürlich auch in Konkurrenz gewesen mit den Aposteln, die Jesus gekannt haben und mit ihm in Palästina herumgezogen sind. Und jetzt kommt Paulus hinten drein, der eben kein Jünger gewesen ist. Da sagen die Jünger: «Du hast gar nichts zu sagen, wir sind dabei gewesen von Anfang an.» Und dann sagt der Paulus: «Dabei gewesen zu sein von Anfang an spielt überhaupt keine Rolle: Jesus nach dem Fleisch, also was Jesus getan hat, seine Gleichnisse, seine Heilungen, das alles spielt keine Rolle, davon will ich überhaupt nichts wissen. Nur dass Jesus Christus gekreuzigt und auferstanden ist, Punktum.» Der muss ja so argumentieren, wenn er nicht dabei gewesen ist. Und die anderen sagen: «Halt einmal, so schnell geht das nicht! Die Gleichnisse von Jesus sind nämlich wichtig, und dass er Kranke geheilt hat. Und nicht nur, *dass* er gestorben ist, sondern auch *wie* er gestorben ist, und das schreiben wir auf.»

Und, sind wir nicht froh, dass sie dem Paulus nicht geglaubt haben und ihm widersprochen haben? Aber sind wir nicht auch froh um das, was Paulus gesagt hat? Auch wenn es logisch nicht aufgeht – so verstehe ich eben die Bibel als Wort Gottes.